

26. August 2006, Neue Zürcher Zeitung («ZEITFRAGEN»)

Erinnerungsbilder - Konturen, Muster, Licht und Dunkel

Methoden literarischer und wissenschaftlicher Geschichtsschreibung

Die Historiographie stösst in jeder Generation an ihre Grenzen und hat diese stets von neuem zu überwinden. Gleichzeitig sind Machtgebilde, die dafür ihre Gründe zu haben glauben, darum bemüht, Spuren zu verwischen. Auch die Geschichte der Geheimdienste bleibt nicht ungeschrieben. Literarisch gestaltete Geschichte wiederum sagt, wie die wissenschaftliche, oft mehr über die Zeit aus, in der sie entstanden ist, als über jene, die sie beschreibt.

Von Peter Kamber, Buchautor und Historiker

Wann ist etwas gut genug untersucht? Wenn sich keine weiteren Fragen mehr stellen? Wenn die vorerst zugänglichen oder vorstellbaren Quellen erschöpft sind? Es gibt viele Gebiete, auf denen die Forschung, von der Öffentlichkeit weitgehend unbemerkt, neues Wissen zutage fördert, auch da, wo nach allgemeinem Dafürhalten alle Fragen geklärt sind - sie sind es eben nie restlos. Was als verlässliche «Information» gelten soll, wird stets neu befragt, hinterfragt, überprüft.

Desinformation, Legenden

Das verblüffendste Ergebnis meiner langjährigen Untersuchungen über Geheimdienste im Zweiten Weltkrieg ist, dass der Begriff der «Information» paradoxerweise im Zentrum des «geheimsten Wissens» zeitweise völlig zerbröckelt, da jede Information eine Desinformation, d. h. eine gezielte Irreführung, sein kann. In vielen Fällen wurde wahren Informationen nicht geglaubt, falschen dafür umso mehr.

Jede ernsthafte Auseinandersetzung mit Geschichte, egal ob wissenschaftlich oder literarisch, muss mit Propaganda, Meinungen, Gerüchten, Mythen, Legenden, Lügen, Irrationalität, Fälschungen und Desinformation umgehen können. Dabei handelt es sich in der Überlieferung meist um ein undurchdringliches Gemisch, gilt doch, was Nietzsche in «Die fröhliche Wissenschaft» (1. Buch, 23) betonte, «dass alles Gutgesagte geglaubt wird».

Geschichtsschreibung ist die offenste Wissenschaft der Welt. In keiner andern Disziplin leisten «Laien» einen grösseren Beitrag, sei es, indem sie für die spätere Forschung Akten generieren - in Gerichten, Polizeiprotokollen, medizinischen Gutachten usw. -, sei es, indem sie mit Briefen, Memoiren oder Artikeln Zeugnis ihrer Zeit ablegen. Der Härtesten jedes Beitrags zur Geschichtsschreibung sind die Überprüfbarkeit zitierter Quellen und die nötige «Quellenkritik».

Geschichte und Ethik

Der griechische Philosoph und Historiker Plutarch, geboren um 50, gestorben 125 unserer Zeitrechnung, schrieb in seinen «Moralia»: «Nun, wenn die Neugier unbedingt etwas Faulles braucht, um darin, wie ein Reptil zwischen Giftsträuchern, immerfort ihren Tummelplatz und Zeitvertreib zu haben, dann wollen wir sie zur Geschichte führen und ihr dort überreichlichen Vorrat an Übeln zur Verfügung stellen.» (Plutarch, Aus den «Moralia», übers. von Rudolf Schottlaender, 1979, S. 143 f.)

Und der römische Geschichtsschreiber Tacitus, sein Zeitgenosse (um 55-116), schrieb: «Ich halte es für die besondere Aufgabe der Geschichtsschreibung, dass Tugenden nicht unerwähnt bleiben und Schlechtigkeit in Rede und Tat das Urteil der Nachwelt sowie Schande zu fürchten hat.» Geschichtsschreibung macht Vergangenheit über die direkte Erinnerung hinaus erzählbar.

Forschungsfeld Geschichte der Gefühle

Im Dossier der Bundesanwaltschaftsakten einer proalliierten Informantin zog ich bei den Recherchen ein Adressbüchlein aus einem Briefumschlag. Es duftete noch immer nach Gesichtspuder. Die Frau stand im Zweiten Weltkrieg hinter der Bar des Berner Hotels Bellevue-Palace. Auf einen Anwerbungsversuch der verführerischen Art seitens eines nazideutschen «Abwehr»-Geheimdienstringes hatte sie rabiat reagiert und dem betreffenden Agenten unter den Berner Arkaden den Schirm über den Kopf geschlagen. In Untersuchungshaft geriet sie trotzdem. Eine Puderdose und das beschlagnahmte Adressbüchlein hatten in der Handtasche der Frau jahrelang beieinander gelegen. Der Duft erinnerte mich an Begrüssungsküsse meiner längst verstorbenen Grossmutter mütterlicherseits. Welchen Status haben Düfte in der politischen Geschichtsschreibung?

In «Die fröhliche Wissenschaft» nahm Friedrich Nietzsche 1882 voraus, was 80, 90 Jahre später über Michel Foucault und die neue Geschlechterforschung die Geschichtsschreibung revolutionieren sollte: «Wer jetzt aus den moralischen Dingen ein Studium machen will, eröffnet sich ein ungeheures Feld der Arbeit. Alle Arten Passionen müssen einzeln durchdacht, einzeln durch Zeiten, Völker, grosse und kleine Einzelne verfolgt werden; ihre ganze Vernunft und alle ihre Wertschätzungen und Beleuchtungen der Dinge sollen ans Licht hinaus! Bisher hat alles, was dem Dasein Farbe gegeben hat, noch keine Geschichte: oder wo gäbe es eine Geschichte der Liebe, der Habsucht, des Neides, des Gewissens, der Pietät, der Grausamkeit? Selbst eine vergleichende Geschichte des Rechtes, oder auch nur der Strafe, fehlt bisher vollständig. (. . .) Ist die Dialektik der Ehe und Freundschaft schon dargestellt? (. . .) Alles, was bis jetzt die Menschen als ihre □Existenz-Bedingungen□ betrachtet haben, und alle Vernunft, Leidenschaft und Aberglaube an dieser Betrachtung? Ist dies schon zu Ende erforscht? (. . .) es bedarf ganzer Geschlechter und planmässig zusammenarbeitender Geschlechter von Gelehrten, um hier die Gesichtspunkte und das Material zu erschöpfen. »

Neue Themen führen stets auch zur Suche neuer Quellen oder zur Neulektüre alter. Gaben die Staatskanzleien den Historikern des 19. Jahrhunderts Auskunft über Staatsaktionen und Intrigen, so führen Gerichtsakten direkt in die Lebenswelt der kleinen, angeblich unbedeutenden Leute, die, sei es in den Bauernaufständen 1524/25, sei es in den Revolutionen seit 1789, plötzlich zu entscheidenden Grössen werden können.
Tolstois «Integralrechnung»

Geschichtsschreibung - wissenschaftliche wie literarische - sagt in der Rückschau aus zeitlicher Distanz oft mehr über die Zeit aus, in der sie entstand, als über die Zeit, von der sie spricht. Sie «veraltet» stets in zweifacher Hinsicht, da nicht nur die Erkenntnis über die Vergangenheit voranschreitet, sondern sich noch weit drastischer die - zeitbedingten - Haltungen und Betrachtungsweisen verändern.

In den geschichtsphilosophischen Passagen von «Krieg und Frieden» (1868/69) bildet da selbst Leo Tolstoi keine Ausnahme. Der grosse russische Schriftsteller behauptete nämlich: «Der Gang der Weltbegebenheiten ist von oben bestimmt» (Ausgabe Winkler-Verlag, München 1989, übers. von Marianne Kegel). Er wandte sich entschieden gegen die Auffassung, Geschichte werde von «grossen Männern» gemacht, wie sie die Exponenten der damals modernsten Historiographie vertraten.

Doch es ist ein merkwürdiges Paradox, dass Tolstoi gerade wegen seiner reaktionären Auffassung - dass «eine unsichtbare Hand» die Geschichte leite - ein Bild entwarf, das viel näher an der Sensibilität unserer Gegenwart ist als das seiner damaligen Opponenten: Da der geschichtswirksame Einfluss des «Himmels» sich nach Tolstois Auffassung in allen, auch den aller kleinsten Einzelheiten äussert, erhielten bei ihm selbst die scheinbar nebensächlichsten Aspekte der Schlachten und die «zufälligen Stimmungen» eine akribische Beschreibung. So liefert der Roman eine Darstellung der Alltagswelt des Krieges, die an

Dichte der Beschreibung den Bestrebungen der aktuellsten Geschichtsschreibung sehr nahe kommt.

Voller Ironie zog Tolstoi über die Historiker seiner Zeit her, «die alle Bewegungen der Masse dem Willen eines einzigen Menschen zuzuschreiben pflegen», und nahm sich die Freiheit, genüsslich aufzuzeigen, wie die Entscheidungen der «grossen Männer» - «alle nur unfreiwillige Werkzeuge der Geschichte» - in aller Regel schlecht und auf zufällige Weise umgesetzt wurden.

Status der Fiktion - Denkmodell

Mit diesem chaos- oder systemtheoretischen Ansatz avant la lettre («Kunst der Integralrechnung - die Summe dieser unendlich kleinen Einzelteile zu ziehen») war Tolstoi auch der Politikwissenschaft um ein gutes Jahrhundert voraus und ausgerechnet als Erzkonserverativer dem ganz anderen Denker Karl Marx näher, als ihm lieb sein mochte, wenn er sagte, ein Erkennen der «Gesetze» der Geschichte sei «erst dann möglich, wenn wir uns abgewöhnt haben, die Ursache geschichtlicher Ereignisse im Willen eines einzelnen Menschen zu suchen».

Das Hauptproblem des historischen Romans ist für genau Lesende seit je: Was stimmt jetzt und was nicht? Was darf ich «glauben»? In elektronischen Speichermedien kann ein Autor oder eine Autorin heute die Quellen zur Diskussion stellen. Beweisbares und Fiktives kann da, wo es darauf ankommt, Satz für Satz auseinander genommen und gegeneinander abgewogen werden.

Fiktion hat erkenntnistheoretisch den Status eines Hypothesensystems. Ein historischer Roman ist ein detailliert ausgearbeitetes, komplexes Denkmodell. Fiktion, die sich im Rahmen des Plausiblen hält, kann dort tatsächlich weiter führen, wo die Quellen nichts mehr aussagen oder unauflösbare Widersprüche offenbaren. Gegenüber Institutionen, die aus der Geheimhaltung eine Politik machen, war Fiktion schon immer eine legitime Form der Gegenwehr.

Thesen zum historischen Roman

Tolstoi lässt in «Krieg und Frieden» eine seiner Figuren träumen: «Gedanken kann man nicht zusammenfassen, aneinanderreihen muss man sie, das ist es.» Der historische Roman als Erzählform schafft in mehrfacher Hinsicht, was sich die wissenschaftliche Geschichtsschreibung zu oft versagt.

Zunächst geht der Roman noch um einiges näher heran an die Figuren, als dies in aller Regel selbst Biografien können. Schon die Arbeit mit Zeitzeuginnen und -zeugen ist eine andere: Mit den an sie gestellten Fragen richtet, wer einen historischen Roman schreibt, gleichsam eine Kamera in die Vergangenheit. Er fragt nach Aussehen, Farben, Gefühlen, kann den Blick wie auf einer Zeitreise in Räumen herumgehen lassen.

Die gesteigerte Bildhaftigkeit der literarischen Darstellung erleichtert es, das Erzählte zu erinnern. Selbst bei der Arbeit mit Gerichts- und Polizeiakten ist die Aufmerksamkeit eine andere. Der Romancier erarbeitet Personenporträts anders als der Historiker: Ausflüchte, Lügen und Verschleierungen der realen Charaktere bleiben nicht blosse erkenntnistheoretische Probleme der Deutung. Sie bringen Sequenzen von Handlungen hervor, während historische Abhandlungen schon aus Platzgründen Schilderungen, in denen Details für sich selbst sprechen, vermeiden.

Erinnerungslinien

Weibliche und männliche Zeitzeugen erinnern komplexe und vielschichtige Tatsachen häufig nach Einzelthemen, in eigentlichen Erinnerungs- «Ketten». Sehr viel schlechter merkt sich das Gedächtnis «Querverbindungen» und das zeitliche Verhältnis, in dem diese Erin-

nerungs-Serien zueinander stehen - es sei denn, dieses Wissen habe sich in Anekdoten oder immer wieder erzählten «Geschichten» verdichtet. Die wissenschaftliche Forschung, die notgedrungen in Einzelstudien voranschreitet, aber auch die öffentliche, etwa an den Jahrestagen gepflegte Gedächtniskultur «erinnert» auf überindividueller Ebene ähnlich fragmentiert.

Selbst Übersichtsdarstellungen finden nicht immer eine Form dafür, wie «alles mit allem zusammenhängt», sondern referieren aus Kompositionsgründen den Kenntnisstand analytisch getrennt nach Themengruppen.

Ein historischer Roman hingegen funktioniert im besten der Fälle wie eine grosse künstlich erschaffene Anekdote und «integriert» in den Charakteren, Schauplätzen und Handlungen ein Maximum an gleichzeitig wirksamen Faktoren und Fakten.
Transdisziplinäre Veranschaulichung

Ein Roman verfolgt Handlungs- und Entscheidungsprozesse auch da noch weiter, wo die Geschichtsschreibung - etwa dann, wenn die psychologische oder die philosophische Dimension ins Spiel kommt - sich für nicht mehr zuständig erklärt und grosse, grundlegende Fragen ausklammert.

Jenseits aller Wissenschaftlichkeit war Geschichtsschreibung schon immer auch eine Kunstform. Dessen sind sich alle, die sich mit Regalen voller Akten ans «Erzählen» oder Schreiben machen, bisweilen schmerzlich bewusst. Mit seinen literarischen Porträts wird Plutarch jedenfalls, genauso wie Tolstoi mit seiner historischen Epik, alle Zeiten überdauern.

Zum Autor dieses Beitrags

Der Schweizer Historiker und Buchautor Peter Kamber ist Verfasser der Biografie «Geschichte zweier Leben. Wladimir Rosenbaum und Aline Valangin» (Limmat-Verlag, Zürich 1990; erweiterte Auflage 2002) und der Essays «Schüsse auf die Befreier. Die 'Luftguerilla' der Schweiz gegen die Alliierten 1943-1945» (Rotpunkt-Verlag, Zürich 1993) und «Ach, die Schweiz. Über einen Kleinstaat in Erklärungsnöten» (Arche-Verlag, Zürich/Hamburg 1998). Er publizierte wissenschaftliche Beiträge über die Hexenverfolgungen im Waadtland und über die Zürcher Bauernaufstände der Reformationszeit. Soeben beendete er einen historischen Roman, der sich mit dem Krieg der Geheimdienste zwischen 1939 und 1945 befasst («Geheime Agentin», Manuskript bei Liepman Agency).

Copyright © Neue Zürcher Zeitung AG